

gerufen zu haben. Die Gegner sowohl wie die Neutralen müssen den Eindruck erhalten, daß die handelspolitische Einigung Mitteleuropas von Dauer ist. Dann werden sie als kluge Rechner sich auch die Nachteile klar machen müssen, die für sie erwachsen, wenn sie einen Handelskrieg mit einer 120 Millionen umfassenden Wirtschaftsmacht beginnen. Auch wenn man in die Pläne und Vorschläge der deutschen Regierung nicht eingeweiht ist, kann man die Vermutung aussprechen, daß ihr eine Vertragsfrist von etwa fünf und zwanzig Jahren vorschwebt.

Es ist ein öffentliches Geheimnis, daß die Regierungen der zwei Staaten der Habsburgischen Monarchie anfangs hinsichtlich dieses Vorschlages nicht übereinstimmten. Das österreichische Ministerium war von vornherein bereit, auf Verhandlungen über einen langfristigen Handelsvertrag mit Deutschland einzugehen; es wurde hierzu auch durch die Erwägung bestimmt, daß damit ebenso das handelspolitische Verhältnis zwischen Oesterreich und Ungarn auf dauernde Grundlagen gestellt werden würde. Das aber wäre für die Monarchie ein hochzuschätzender Vorteil. Anders die ungarische Regierung. Sie erhob Bedenken, was zur Folge hatte, daß die Reise des deutschen Vollmachtträgers nach Wien hinausgeschoben werden mußte. Es war notwendig, zuvor zwischen Wien und Budapest das Einvernehmen anzubahnen.

Der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza befand sich in einer eigentümlichen Lage. Eine Reihe der hervorragenden Männer seines Landes haben sich für den Zusammenschluß mit Deutschland und für einen längerfristigen Vertrag ausgesprochen, so besonders der frühere Ministerpräsident Bekerele und der ehemalige Staatssekretär Szterenyi. Sie haben ihre Boten bei den Verhandlungen des Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereines abgegeben, die vor zwei Monaten in Wien unter dem Vorsitz des Herzogs Günther zu Schleswig-Holstein stattfanden. In gleichem Sinne äußerte sich Graf Andrássy, und man hört, Graf Apponyi stehe seiner Auffassung nahe. Das sind die namhaftesten Führer der Opposition, die bis 1910 im Amte gewesen waren, jedoch zurücktreten mußten, weil sie hinsichtlich der Armee national-magyarische Ansprüche erhoben, die Krone aber die Einheit des gemeinsamen Heeres nicht lockern lassen wollte. Graf Tisza stellte sich damals auf die Seite der Krone, warf die Opposition nieder und schützte auf diese Art die überlieferte Organisation der Armee, eine Politik, die sich durch die im Kriege erlangenen glänzenden Erfolge als richtig erweisen sollte. Jetzt sind die Rollen vertauscht. Die Männer der Opposition sprechen sich für einen wirtschaftlichen Zusammenschluß aus, welcher die um die zwei Staaten der Monarchie und weiter um Deutschland geschlungenen Fäden verstärken soll, Tisza dagegen sträubte sich wenigstens anfangs gegen diese Bestrebungen. Er fand es bedenklich, daß sich der ungarische Staat handelspolitisch für länger als für zehn Jahre an Oesterreich binden sollte. Er also ist jetzt der Bannerträger der ungarisch-staatlichen Sonderstellung. Nicht daß er gerade nein gesagt hätte! Neuestens verlautet, daß eine Annäherung der beiden Regierungen stattgefunden hat. Wie weit, das entzieht sich der öffentlichen Kenntnis. Dennoch springt die Neugierigkeit der jetzigen Lage und der von 1910 bei allem sonstigen Widerspruch in die Augen. Damals Bekerele und Andrássy im Amte, aber im Gegensatz zu den Bedürfnissen der militärischen Einheit der Monarchie, jetzt Tisza am Ruder, wenig hold einer Reform, welche Oesterreich und Ungarn statt bloß für zehn Jahre für einen mehr als doppelt so langen Zeitraum als einheitliches Zollgebiet organisieren will.

Und die Lösung? Hierbei ist zwischen den großen Entwürfen zum Wirtschaftsbau Mitteleuropas und dem festeren Zusammenschlüsse der zwei Staaten der Habsburgischen Monarchie zu unterscheiden. In ersterem Belang sind zahlreiche Möglichkeiten offen, die Kräfte für und gegen die handelspolitische Einigung halten sich die Waage, es wird vornehmlich auf die Klugheit und die Energie der deutschen Regierung ankommen, ob Entscheidendes erreicht werden wird. Anders steht es mit den Aussichten auf die innere Festigung des Donaureiches. Hier darf man mit fester Zuversicht sprechen. Nicht in dem Sinne, daß die staatliche Selbständigkeit Ungarns angetastet werden soll. Sie gehört vielmehr zum eisernen Bestand des Staatsrechtes der Monarchie. Der Dualismus ist ein Ergebnis historischer Entwicklung, aber deshalb sollen alle die Verkehrtheiten konserviert und in Spiritus aufbewahrt werden, die sich seit 1867 bemerkbar machten. Der Dualismus wird nur befestigt, wenn die törichtesten, alle zehn Jahre eintretenden Kündigungen unmöglich gemacht werden. Die „Monarchie auf Kündigung“ reizte die Begehrlichkeit machthungriger Nachbarn und mußte erst durch ihr gutes Schwert ihre Lebenskraft erweisen. Die Siege ihrer Heere, werden und müssen eine Rückwirkung auch auf das innere Gefüge des Reiches üben. Man wird die Vertragsquote beider Staaten zu den gemeinsamen Angelegenheiten nicht bloß für zehn Jahre, sondern nach einem ständigen Schlüssel (etwa auf Grundlage der jeweiligen Einnahmen beider Staaten) feststellen, den Bau der für die Reichverteidigung notwendigen Eisenbahnen der Willkür der zwei Regierungen entziehen, die Handelspolitik unauflöslich zu einer gemeinsamen gestalten. In Oesterreich besteht nur eine Stimme über diese Notwendigkeit, in Ungarn ist wenigstens ein guter Teil der öffentlichen Meinung dafür gewonnen. Wie die Krone über diese Dinge denkt, kann nicht gezweifelt werden. Setzt sie ihren entscheidenden Einfluß für die Reform ein, so gibt es keine Kraft diesseits oder jenseits der Leitha, die ihr zu widerstehen vermöchte. Die Zeichen der Zeit weisen auf eine Kräftigung der Einheit und der Gemeinsamkeit der Monarchie hin.

Es ist ein bei Leopold von Ranke oft wiederkehrender Gedanke, daß sich in der Weltgeschichte partikuläre und universale Tendenzen kreuzen, aufheben und miteinander auch verstärken. Von seiner hohen Warte erkennt der große Historiker die Berechtigung beider Strömungen an, er mißt unparteiisch den Raum ab, den sich die eine wie die andere Tendenz im Laufe der Begebenheiten erringt. Im Sinne Rankes wird man sagen dürfen, daß Graf Stefan Tisza der höchststehende Ausdruck der Sonderkräfte ist, die nach Geltung ringen. Man darf ihn jedoch nicht mit den Separatisten der Kossuth-Richtung verwechseln, die auf die Trennung Ungarns von Oesterreich hinarbeiten, von denen aber nach dem glorreichen Verlauf des Weltkrieges das gilt, was über die spanische Armada gesagt wurde: *Afflavit deus et dissipati sunt!* Die Monarchie würde uns eines ihrer Kriegsziele gebracht werden, wenn sie nicht zur inneren Festigung gelangte. Auch dafür, nicht bloß für die Verteidigung der Reichsgrenzen, haben die Söhne Oesterreichs und Ungarns geblutet. Die Zweifelt wird auch fernerhin zum Staatsrechte der Monarchie gehören; da der Erdball jedoch bei der Eroberung Polens und Serbiens, Montenegros und Albaniens das Reich auch als unlösbarer Einheit kennen gelernt hat, so wird diese Tatsache auch in seiner Organisation bestimmteren Ausdruck finden müssen.

## Verliebtheit, Dichtung und andere Krankheiten.

Aus den Jugenderinnerungen

von  
Gustav Wied.

Ich weiß nicht mehr, wann oder wie ich das erstmal verliebt war. Es wäre schön und interessant, wenn ich es noch wüßte, aber ich will ehrlich sein und gestehen, daß ich es nicht weiß.

Dagegen entfinne ich mich, daß ich mit sieben Jahren für Olivia, eine gleichaltrige junge Dame, in den Tod gehen wollte. Ich erklärte mich nie und weiß deshalb nicht, ob auch sie mich liebte. Ich glaube es übrigens nicht, aber meine Liebe war so unfähig zurückhaltend, daß ich nie darüber sprechen konnte.

Später kam ich zu einem Fräulein in Rastow in die Tanzstunde und entwickelte mich schnell zum Ballwän. Ich tanzte viel und muß auch recht tüchtig gewesen sein. Sie hielt wohl sehr viel von mir, — ältere Damen konnten mich überhaupt gut leiden, küßten und streichelten mich. Aber ich machte mir nichts daraus. Liebe sollte geistig sein, etwas, von dem man still für sich träumte. Romantiker war ich bis in die Fingerspitzen.

Es geschah z. B., daß eine junge Dame auf einem Nachbarhof nachts aus dem Fenster sprang und zum Stellbischein mit dem Kutscher ging. Das, fand ich, war nicht richtig. Sie hätte drinnen sitzen bleiben müssen, während er ihr von draußen die Cour schnitt. Dann hätte die Sache den rechten Stil gehabt. Das Weib besaß, dachte ich damals, nur Seele, und an Körper weiter nichts als was man sehen konnte. Und bei Annäherungen sank es in meiner Achtung. Natürlich hätte ich gern diejenige geküßt, in die ich zur Zeit verliebt war, aber ich hatte das Gefühl, wenn ich es täte, so würde meine Liebe schwinden und die Dame für mich besleckt sein.

Zuweilen war ich in zwei bis drei auf einmal verliebt. Das war fürchterlich, aber wundervoll, und ich weinte vor Entzücken und Kummer, weil ich mir nicht ausrechnen konnte, welche ich am liebsten hatte und zu meiner Gattin machen wollte.

Da wurde ich von einem fürchterlichen Schlag getroffen: ich bekam die Masern, und nach meiner Genesung schielte ich. Das Mädchen, das ich am längsten und am heißesten liebte, war Thyra Jensen. Ich reichte ihr nur bis zur Schulter.